

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Euer Durchlaucht

urn:nbn:de:bsz:31-62042

alles begreifend, „Sie . . . sein Mörder? O, nun ist alles aus!“ Er wollte auf sie zu, wollte sie umfassen; sie aber stieß ihn mit Gewalt von sich; sie rangen miteinander, als ginge es um Tod und Leben.

„Rosa,“ ächzte er, „so hör mich doch; nicht ein Mörder bin ich . . . nein . . . im Kampfe . . .“

„Seinen Vater schon hast du umgebracht . . . und jetzt noch den! O, welch ein Elend der Welt! Geh, laß mich oder ich bring' dich um mit deiner eigenen Waffe.“

Rasch zog er da seinen Hirschfänger aus der Scheide und bebenden Herzens slog es von seinen Lippen: „Da, nimm's! Gieb mir den Gnadenstoß! O, ich bitte dich! Auf den Knien stehe ich darum! Töte mich! Ohne dich mag und kann ich nicht leben.“ — Wie irre schaute sie ihn da an, die Hände sanken ihr schlaff herab; sie wurde blaß wie der Kalk an der Mauer, an der sie standen, und lautlos fiel sie zur Erde und auf das Grab nieder. Fritz wollte ihr zur Hilfe eilen, aber fremde Leute kamen und drängten ihn weg; sie trugen die Ohnmächtige nach dem Wagen und fuhren rasch mit ihr davon. Fritz wollte ihnen nach, aber mit der Nachricht seiner Auszeichnung war auch diejenige seiner Verletzung in das Stammbataillon eingetroffen; noch am selben Tage hatte er seinen Marsch dahin anzutreten. Verzweiflungsvoll riß er sich los; es war ihm, als sei ihm das Leben des besten Inhalts auf immer beraubt. —

Noch mancher harte Marsch und Schlachttag folgte, und mehr als einmal trat der Tod unmittelbar an ihn heran; aber es war, als schonte er ihn, nur damit das Leben ihm um so schlimmere Qualen biete. Aber der Krieg ging zu Ende, es war wieder Frieden; mit Sang und Klang zogen die Truppen heim und in ihre Garnisonen. Fritz Steigewald, inzwischen Feldwebel geworden, auch er kehrte heil, zwar noch jung an Jahren, in seiner rechenhaften Gestalt ungebeugt und unverletzt geblieben in so und so vielen Gefechten und Schlachten, aber innerlich alt und gereift geworden durch das Erlebnis vor der Feste Witsch, kehrte heim in seine alte Stelle beim Forstamte zu Birmaßens. Die Stelle war ihm nicht nur offen gehalten; nein, er war sogar für einen höheren Posten bestimmt worden und mit freudigem Stolz empfingen ihn alle Grünröcke — Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene; aber nur wehmütig lächeln konnte er zu alledem; herzensfrohe Freude, laute Lustigkeit waren ihm nicht mehr zu eigen.

Rosa hatte die Stadt verlassen; erst nach Jahren kehrte sie dahin zurück, und da erst war es, wo die Herzen der beiden sich wieder fanden. Sie wurden ein Paar, aber wie ein Schatten lag es auf ihrem Glück. Rosa fühlte es, wußte es: es gab keinen Mann auf der Erde, der lieber, treuer, aufopferungsvoller sein konnte als ihr Fritz; und doch — mitunter ging es ihr wie ein Schauer durch die Brust, wenn sie ihn anschaute: Von seinem Hirsch-

fänger war der eine, von seiner Kugel der andere gefallen!

So war es nicht weiter verwunderlich, daß man sie schon einige Jahre darauf unter den kühlen Rasen bettete. Verzweiflungsvoll stand Fritz Steigewald an dem offenen Grabe, und nur der Gedanke an die beiden armen, mutterlosen Würmer daheim hielten ihn aufrecht.

Seitdem ist er längst in Pension gegangen; er hat das Besitztum seiner Urväter, den Steigewald's Hof gepachtet, sitzt darauf wie ein Herr und bewirtschaftet das stattliche Gut mit Sohn und Tochter. Niemals hat er daran gedacht, eine andere in sein Haus zu führen. Wenn er aber an Kaiser's Geburtstag, am Tag von Sedan oder an sonst einem feierlichen Tage seine Brust mit dem eisernen Kreuze schmückt, da will der Stolz darüber nicht aufkommen; er weiß es, was ihm dies Kreuz an Lebensglück gekostet hat.

Wenn die Mächtigen der Erde miteinander raufen . . .



Im Kampfe lagen Sturm und Eiche,
Doch beide blieben unbezungen.
Ein Nestchen nur aus dem Gezweige
Schlug hart zu Boden — samt den Jungen.

„Euer Durchlaucht!“

Schwammelfingen . . . wer sollte den Ort nicht kennen?! Diese bedeutende Stadt, mitten im Fürstentum Däsigheim-Hechelfingen gelegen und zu Zeiten die Residenz des durchlauchtigsten Fürsten höchstselbst? Deutschland hat sich, das giebt selbst der Tupsen-Toni zu, der sonst immer und an allem etwas auszufetzen hat, in den letzten Jahrzehnten großartig entwickelt; Berlin hat sich mehr als verdoppelt, hat oberirdische und unterirdische Eisenbahnen gebaut; was aber will das gegen Schwammelfingen sagen? Das hat ein Kriegerdenkmal mit 'nem Adler darauf errichtet, einen Park von anderthalb Morgen Aus-

Dehnung angepflanzt und eine neue Dohle bis nach dem Bach gebaut. Die Stadt ist rein nicht wieder zu erkennen! Wem aber verdankt sie eigentlich diese großartige Entwicklung! Niemand anderem als Seiner Ehren dem Herrn Bürgermeister, der sich — ein zweiter Bismarck — nicht Ruhe noch Rast gönnte, bis er nach langjährigem Schaffen und Tausenden von unruhigen, schlaflosen Nächten seine gewaltigen Pläne den widerhaarigen Stadtverordneten zum Troste durchgesetzt hatte.

Er hätte nun auf seinen so schwer verdienten Lorbeeren ausruhen dürfen; aber nein — auch für ihn gilt das Wort: „Was rastet, das rostet.“ So faßte er vor etwa drei Jahren den großen Plan zu einem neuen Unternehmen. Er hatte in einem gelehrten Werke, das sich nach Schwammelfingen verirrt hatte, etwas ganz Erstaunliches gelesen. Schwarz auf Weiß, durch lange Reihen vielzifferiger Zahlen stand es da bewiesen, daß die Zahl der Irren in Deutschland auf erschreckliche Weise von Jahr zu Jahr zunimmt, so daß es bald an den nötigen Unterkunftsräumen für dieselben fehlen würde.

Seitdem ließ ihm ein Gedanke keine Ruhe, der Gedanke, daß in Schwammelfingen — wie überhaupt im ganzen Fürstentum Däsigheim-Hehelfingen — auch nicht ein einziges Irrenhaus bestehe, wo doch die Statistik klar erweise, daß ein solches über kurz oder lang ein dringendes Bedürfnis werden würde. Ein gewöhnlicher Geist hätte sich vielleicht beruhigt und abgewartet, bis das Bedürfnis sich wirklich herausstellte; aber eben nur ein gewöhnlicher Geist! Ein solcher von der Art, wie unser Bürgermeister sich rühmen konnte, ihn zu besitzen, sieht die Dinge schon im voraus und schaut sich um, daß beizeiten für alles gesorgt ist. Auch Mollke hat, als es anno 1870 zum Kriege kam, nicht erst da, sondern sein behutjam schon im voraus dafür gesorgt, daß er die nötigen Soldaten, Gewehre und Kanonen beisammen hatte. Ein volles Jahr lang trug der Bürgermeister den gewichtigen Gedanken bei sich herum; er ließ ihn gehörig ausreifen. Dann aber sprang er mit einemmale damit heraus und den Herren Stadtverordneten direkt ins Gesicht damit. Na, die machten schöne Augen! Die gelehrte Statistik konnten sie freilich nicht widerlegen; sie meinten sogar, sie wäre richtig, genau richtig, und das zeige sich an ihrem Bürgermeister selber, der notwendig — übergeschnappt sein müsse . . .

Durch solch kleinliche Einwände ließ sich aber der große Mann nicht beirren; er hielt an seiner Idee fest und ließ und ließ nicht locker, bis es schließlich wirklich dahin kam, daß der Grundstein zu dem Bau gelegt und nach etlichen weiteren ein bis zwei Jahren das Gebäude fix und fertig da stand; der Plan war gelungen! Wie ein Schloß erhob sich der Bau auf der sanft geneigten bisherigen Entenwiese und ringsum war er in sicherster Weise eingefriedigt. Alle Fenster waren aufs sorgsamste und stärkste vergittert; in dem Hause selbst aber war alles nach den allerneuesten Prinzipien eingerichtet; da waren Bäder aller Art,

kalte und warme; da gab's grobe Douchen und feine, Lobzellen für die bösen Kranken, Spiel- und Lesezimmer für die guten — kurz, es fehlte an nichts. Auch ein Doktor mit zwei Assistenten wartete seines Amtes, und etliche Wärter und Wärterinnen warteten ebenfalls — alles wartete, wartete nämlich auf die Kranken, denn an denen fehlte es, trotz aller Statistik! Es gab in der ganzen Stadt, ja im gesamten Fürstentum auch nicht einen, der reif gewesen wäre für das schöne, neue Irrenhaus. Was für 'ne gesunde Gegend!

Das verdroß unsern Bürgermeister wohl etwas; aber er hielt es einmal mit der Statistik und war fest überzeugt, eines Tages würde man sie hausenweise bringen.

Gerade in dieser Zeit nun lief die Bottschaft vom Fürsten ein, daß er demnächst seiner getreuen Stadt Schwammelfingen einen Besuch abstatten und dabei alle neueren städtischen Anlagen und Unternehmungen besichtigen wolle. Das fuhr unserm Bürgermeister in die Glieder, denn der Fürst war, seit er das Fürstentum und der Bürgermeister die Stadt regierte, nicht in Schwammelfingen gewesen; es fiel dem Bürgermeister also eine wenn auch sehr ehrenvolle, so doch auch wieder hochschwierige Aufgabe zu. Aber der Mensch wächst bekanntlich mit seinen höheren Zielen. So auch der Bürgermeister, er wuchs sichtlich — innerlich, wie äußerlich.

Das innere Wachstum zeigte sich darin, daß er in letzter Stunde noch die gewaltigsten Pläne faßte, um die Stadt nur so recht großartig vor den fürstlichen Augen erscheinen zu lassen; das äußerliche Wachstum aber bewies sich damit, daß der Bürgermeister immer dicker und dicker wurde. Seit der Stunde nämlich, wo die Nachricht von der Ankunft des Fürsten eingetroffen war, litt der Bürgermeister am kalten Fieber, und alle Mittel wollten nichts verschlagen; er fror trotz des hellsten Sonnenscheins, so daß er sich immer stärker und stärker anzog und auf diese Art schließlich einen ganz unformlichen Umfang gewann. Dabei raste er in der Stadt herum und fuhr die Straßengelehrten, den Laternenanzünder, die Nachtwächter an, als wolle er sie gleich allesamt verschlingen.

Um den Fürsten zu empfangen, wie es sich gehörte, bedurfte es aber auch einer Begrüßungsrede. In der Feder, wie in allem, wohl bewandert, hatte der Bürgermeister sie sich sorgsam aufgesetzt. Um aber zu erproben, wie die Rede wohl wirken werde, las er sie seiner Frau vor. Bedachtsam hörte sie die lange Rede bis zum Schlusse an, dann sagte sie: „Ja, hör mal, ist denn das richtig? Du sagst immer zu ihm Sie? Sagt man denn so? Ich vernein' doch, einen Fürsten darf man nicht so schlangweg mit Sie aureden, genau so wie du den Stadtschreiber anredest!“

„Na, wie denn?“ fragte etwas kleinlaut der Bürgermeister.

„Man spricht immer in dritter Person und sagt Euer Durchlaucht zu ihm,“ war der Bescheid der

Frau, die — wie man sieht — beinahe noch gescheiter war, als er, der große Bürgermeister, selber.

„Hm,“ machte er; „da kannst du am Ende recht haben. Na, ich ändere das um.“

Beim Ändern aber merkte er erst, wie schwer das war, und so bekam er eine grausame Angst, daß er sich nicht am Ende in der Rede verhebberte und das Verbrechen beging, den Fürsten einfach mit „Sie“ anstatt mit „Euer Durchlaucht“ anzureden. Aber erst in der Gefahr zeigt sich der große Geist; der Bürgermeister fand rasch ein vortreffliches Mittel aus, um sich zu helfen. Um seiner Sache so recht sicher zu werden, beschloß er, sich an seiner Frau mit der neuen Redeweise einzüben; er nahm an, daß sie der Fürst sei, und sagte von nun an, zu seiner steten Übung, zu ihr lediglich: „Euer Durchlaucht,“ und mit eiserner Konsequenz führte er dies durch. Wenn er frühmorgens erwachte, sagte er nicht etwa wie früher: „Berthel, lange mir mal die Strümpfe vom Stuhle,“ . . . sondern hoch feierlich begann er: „Wollen Euer Durchlaucht geruhen, mir die Strümpfe herüberzulangen.“ Und wenn es ihm mittags schmeckte, sagte er nicht, wie er sonst immer gesagt hatte: „Berthel, reich mir noch einen Klop!“ sondern: „Wollen Euer Durchlaucht die Gnade haben und mir noch einen Klop reichen.“

Das ging bald „wie geschmiert“ bei ihm; nur wenn er spät abends aus dem Löwen heimkam, passierte es ihm wohl noch, daß er, sobald die Alte zu brummen anfing, herausfuhr und sagte: „Ach was, halt die Gock!“ Aber nein, auch da korrigierte er sich rasch wieder und sagte: „Euer Durchlaucht wollen gefälligst das Maul halten.“

Die wirkliche Durchlaucht aber hatten Abhaltungen und verschoben den Tag ihrer Ankunft immer von neuem, was bald einen großen Nachteil hatte. Denn derweilen lebte sich unser Bürgermeister derartig in die neue Sprechweise ein, daß sie zu seiner zweiten Natur wurde: er konnte schließlich gar nicht mehr anders reden und redete erst den Stadtschreiber, dann die Stadträte und schließlich seine Straßenkehrer und Nachtwächter mit „Euer Durchlaucht“ an.

Das gab ein starkes Stutzen in ganz Schwammelfingen, und lange dauerte es nicht, da hieß es, der Bürgermeister ist übergeschnappt. Kaum aber hatte dies der Doktor vernommen, der in dem schönen neuen Irenhause noch immer müßig saß — da stürzte er wie ein Habicht mit seinem gesamten Personal herzu, und im Nu hatten sie den Bürgermeister in dem Hause drin; er war der erste Narr, der hineinkam.

Der Bürgermeister geriet außer sich und wollte durchaus bei gefunden Sinnen sein; aber der Doktor rief sich vergnügt die Hände: „Das behaupten sie alle,“ rief er; „nur immer hinein mit ihm!“

Als aber der Bürgermeister gar zu wüten und zu toben begann, da legte der Doktor die Stirne in

schwere Falten und befahl: „In die Tobzelle mit ihm!“

Mit vieler Mühe und Not gelang es der Frau Bürgermeisterin, den Mann frei zu bekommen, indem sie erzählte, wie das alles zusammenhing; der Doktor freilich wollte es partout nicht glauben; er meinte, er hätte eine ganz neue Art von Verrücktheit entdeckt, und war schon dabei, eine hochgelehrte Abhandlung darüber zu schreiben.

Nach etlichen bösen Tagen saß der Bürgermeister wieder in seiner Amtsstube, aber die Freude am Dekretieren und Regieren war ihm vergällt. Ab und zu passiert es ihm heute noch, daß er „Euer Durchlaucht“ sagt, wo er eigentlich sagen sollte: „Stadtschreiber“ oder „Liebes Berthel.“

Nach ein Stücklein

von unserem Bekannten, dem Herrn Martin.



er etwa von den Lesern den Herrn Martin nicht kennt, der kennt auch seinen Kalender nicht, denn er muß wissen, daß Herr Martin schon im Kalender gestanden hat, und zwar war's im 86er. Herr Martin aber ist noch der nämliche, der er damals war; nur sein Bäuchlein ist wohl noch um eine Handbreit voller geworden; aber Spezereiwarenhändler ist er allzumal noch, und in der Kaiserstraße prangt noch immer sein stattliches Schild, wenn er freilich auch im stillen sich nach einem umschaut, der ihm den Laden zu gutem Preise abnimmt, denn vom guten Essen und vielen Trinken ist er ein wenig „hinter den Atem“ gekommen oder er hat — wie's die Doktors gelehrt ausdrücken — das „Asthma“ bekommen. Daher schreibt es sich auch, daß er die letzten Jahre bald nach Pfingsten sich regulär auf die Bahn setzt und sich in ein Bad begiebt. Das Geschäft muß es tragen; es kommt ihm ja auch direkt zugute, denn das Ansehen des Herrn Martin bei der gesamten Nachbarschaft ist gewaltig gewachsen, seit er ins Bad geht. Der lange Schneemann — was der Commis von Herrn Martin ist — hat dann die Instruktion, allen, die es nur hören wollen, beizubringen, daß der Herr Martin ins Bad gereist ist und da vier Wochen zubringt. Was reifen da die Kunden die Augen auf, und währenddem wiegt